

Feuilleton

Die Frau, von der man spricht

Bis zur ersten amerikanischen Präsidentin könnte der Weg noch lang sein. Hillary Clinton hat, trotz ihres Siegs bei der Vorwahl in South Carolina, zu viele Nachteile: Clan-Denken, Unaufrichtigkeit, Geldgier.

Hillary Clinton mag es am Ende gelingen, den Vorwahlkampf erfolgreich zu überstehen. Doch das Ausscheidungsrennen ist unerwartet zu einem echten Rennen geworden. Ihr Kontrahent Bernie Sanders, 74 Jahre alt, bezeichnet sich selbst als „Sozialist“. Wie obskur diese Selbstbeschreibung ist, zeigt sich daran, dass Sanders bei der Gesundheitsreform und im Universitätswesen nur das durchsetzen will, was in Deutschland mehr oder minder schon seit Bismarcks Zeiten Gesetz ist. Mit einem solchen Mann sollte Frau Clinton samt ihrer vermeintlich übermächtigen Wahlkampfmaschine und der Unterstützung des gesamten Parteiapparates eigentlich leichtes Spiel haben. Sanders wurde lange Zeit als ein chancenloser Sparringspartner angesehen, der die Frau Bill Clintons mittels einiger Debatten wenigstens etwas auf den Schlagabtausch im Hauptwahlkampf gegen den republikanischen Kandidaten vorbereiten würde.

Das bezeugt die Verwundbarkeit von Hillary Clinton im Hauptwahlkampf, etwa gegen ein Doppelgespann Trump/Rubio. Wenn die amerikanische Gegenwartsgeschichte diesen Lauf nimmt und Hillary Clinton scheidet, wäre das ein Erdbeben. Hillarys Grundüberzeugung, dass ihr die in Amerika vielbetonten „identity politics“ zum Wahlsieg helfen würden, hätte dann eine Widerlegung erhalten. Schon jetzt zeigt sich, dass Frauen, die vom Clinton-Clan als Wählerbank gesetzt worden waren, sich von der vermeintlichen Königin abwenden. Ihnen gefällt der dynastische Hintergrund nicht, auf den sich die Clintons zu stützen suchen. Dass die Bush-Dynastie im republikanischen Lager eine Abfuhr erhalten hat, macht die Lage für die Demokraten nicht angenehmer.

Die Selbstzerstörung nahm ihren Lauf, als im Juni 2014 in der „New York Times“ Geschichten über ihre Rednerhonoreare erschienen. Die Honorare waren nicht nur exorbitant hoch; es gab auch andere Einzelheiten, die, vorsichtig formuliert, auf einen divenhaften Charakter schließen ließen. Das eigentlich Fatale an dem Ganzen war dabei gar nicht die jetzt so im Vordergrund stehende Causa Goldman Sachs, sondern, dass Hillary Clinton bei Reden vor öffentlichen (nicht privaten) amerikanischen Universitäten oftmals genauso sehr auf das Geldscheffeln bedacht war. Wer soll unter solchen Vorzeichen Präsident werden und in Zeiten der Einkommensstagnation, anhaltender Arbeitslosigkeit und grassierender Unterschäftigung breiter Bevölkerungsschichten?

Hillary Clintons aktuelle Beteuerungen, dass sie zu jenem Zeitpunkt ja noch gar nicht geplant habe, einen Präsidentschaftswahlkampf zu unternehmen, überzeugt außer ihren Huldigern, von denen es innerhalb ihrer Partei durchaus Heerscharen gibt, niemanden. Jeder weiß, dass sie seit Jahren große Vorsicht walten lässt, um ihr Lebensziel zu verwirklichen. Die permanente, maliziose republikanische Angriffsmaschine hat sie geprägt. Doch in jenem vielleicht entscheidenden Punkt entschied sie sich, alle Vorsicht über den Haufen zu werfen.

Ein Geldnot kann es jedenfalls nicht gelegen haben. Ihr Mann hat genügend Honorare eingebracht, um die Clintons zu einem festen Bestandteil der oberen ein Prozent der amerikanischen Gesellschaft zu machen. Es ist, als ob sie sich – ob aus feministischen Gründen oder innerlichem Wettbewerb – in aller Öffentlichkeit beweisen musste, dass sie genauso hohe Tantiemen einstreichen kann wie ihr Mann. Es ist bei beiden einfach auch eine gewisse Arroganz im Spiel. Und beide ziehen für ihr Umfeld eher Jasager und Lakaien als Top-Personal vor.

Und wie steht es um Hillary Clintons Anstrengungen, zu betonen, dass sie eine „Progressive“ sei? Der Versuch verfährt auch deshalb so wenig, weil dies der Familientradition in doppelter Weise zuwiderläuft. Die Methode des Aufstiegs der Clintons war es ja gerade, dass sie sich seit den achtziger Jahren ausdrücklich als „moderat“ und „Zentristen“ verkauft haben – um die Demokraten von ihrem damals als anzüglich empfundenen libertären Label zu befreien. Kein Wunder also, wenn junge Wähler einen ausgeprägten Sinn dafür entwickelt haben, dass die Lebensleistung der Clintons darin besteht, aus der Demokratischen Partei de facto eine Republikanische Partei à la Bush senior gemacht zu haben. Eine solche Partei ist sicherlich nicht progressiv.

Hinzu kommt, dass Hillary Clinton versucht, ihren Familienwurzeln davonzulassen. Wenn sie ehrlich wäre, würde sie er-

zählen, dass sie in einem sehr republikanischen Haushalt des klassischen Fünfziger-Jahre-Typs aufgewachsen ist. Sie sieht einiges an Reformbedarf, wiegelt aber bei der wirtschaftlichen Machtfülle stark ab.

Clinton betont gerne, dass sie und ihr Mann immer schon eine Politik zugunsten der Minderheiten gemacht haben. Dies wird in den kommenden Vorwahlkämpfen eine wichtige Rolle spielen. Was sie dabei verschweigt, ist, dass es die Fingerabdrücke Bill Clintons und seiner damaligen Regierung sind, die mittels einer verschärfenden Reform der Strafgesetzgebung zu den absurd hohen Quoten der Inhaftierung junger schwarzer Männer geführt haben. Sanders weiß dies genau, aber er hat diese Tatsache bisher nicht ausgespielt, was sich als schwerer Fehler erweisen könnte. Donald Trump wird ein solcher Fehler nicht unterlaufen. Er wird diese Tatsache genauso aufs Korn nehmen, wie er die Bushs mit seinen Äußerungen zum 11. September und dem Irak-Krieg gepiesackt hat.

Die Wähler werden sich auch immer bewusster, dass vieles von dem, was die Clintons über die Jahre verkauft haben, wie die Abschaffung von Glass Steagall, die Bill Clintons Unterschrift trägt, wenig Gutes zutage gefördert hat. Der Hauptvorzug dieser „Reform“ war, „seiner“ Demokratischen Partei Zugang zu den Kassen der Wall Street zu verschaffen. Von dem, was seinerzeit als große Leistung verkauft wurde, um den Demokraten genügend Wahlkampfgehalt zu sichern, will das Team Clinton heute nichts mehr wissen.

Der aufgrund ausufernder Preise für Immobilien und Krankenversicherungskosten arg bedrängten Mittelschicht haben diese Manöver jedenfalls nicht genützt. Und die junge Generation erkennt schmerzlich, dass die langjährige demokratische Politik, immer mehr Menschen in immer teurere Hochschulen und immer höhere Berge von Studienschulden zu treiben, ihnen nicht geholfen hat.

Es ist weder gelungen, die Kosten an den öffentlichen Universitäten in Grenzen zu halten, noch als Alternative, ein Lehrlingswesen aufzubauen. Und das, obwohl schon Bill Clinton 1992 von solchen Plänen sprach. Kein Wunder, dass die Idee von Sanders so verhängt, kostenfreien Zugang zu den Universitäten zu verschaffen. Und viele Amerikaner wissen auch, dass ihnen die Gesundheitskosten über den Kopf wachsen. Sanders greift diese Sorgen auf, wenn er einem europäischen Modell das Wort redet. Sanders betont, wie einst Abraham Lincoln, eine Politik „of the people, by the people and for the people“. Die Tatsache, dass sein Nettovermögen im Bereich von 400 000 Dollar und damit deutlich unter den Honoraren liegt, die Frau Clinton allein von Goldman Sachs eingestrichen hat, verdeutlicht die Kluft zusätzlich. Die Clintons sind verständlicherweise wütend darüber, dass Bernie Sanders sie derart im Schwitzkasten hat. Auch wenn er es nicht deutlicher sagt, so weiß doch fast jeder Wähler, dass seine häufige Bezugnahme auf das obere ein Prozent der Gesellschaft auch auf die Clintons anspielt.

All das erklärt, warum die Menschen das Gefühl haben, dass Hillary Clinton unaufrichtig ist. Sie hatte reichlich Gelegenheit, etwas gegen die Hochfinanz zu sagen. Sie tat es nicht. Im Gegenteil, sie antichambrierte auch noch. Dies ist just die Stelle, an der das Goldman-Sachs-Thema spätestens im Hauptwahlkampf wieder zum Vorschein kommen wird: Hillary Clinton hat sich geweigert, die Mitschriften ihrer Reden publik zu machen. Laut Zeugen hat sie dabei der Hochfinanz zu sehr das Wort geredet. Das Erscheinen von Tonbandmitschnitten könnte dem Wahlkampf noch einen „Nixonian“ Moment verschaffen.

Ihre Lebensleistung besteht darin, dass es nun nicht mehr fast nur Republikaner sind, die sich auf Politik als private Bereicherungsmöglichkeit verstehen. Unter ihrer Ägide ist die Demokratische Partei zu einer Geldmaschine geworden. Werte und Moral sind das Beiwerk, nicht die Substanz. Die Wähler durchschauen auch das plumpe Manöver, unter Verweis auf die „goldenen“ Jahre bei den Löhnen und Arbeitsplätzen während der Amtszeit ihres Ehemannes, ein neues Wirtschaftswachstum zu versprechen. Dass eine Feministin derart schal ökonomisch falsche Zusammenhänge zu etablieren versucht, hat schon fast etwas Verzweifertes an sich. Sie argumentiert dabei im Wesentlichen, dass die erwünschte Wirtschaftsleistung durch den Abstimmung für die richtige Familie zu haben ist. Ein solches Denken in Clan-Zusammenhängen mag tief im Mittleren Osten verwurzelt sein. Sie auf solche Mechanismen zu stützen mutet in einer aufgeklärten Demokratie des 21. Jahrhunderts merkwürdig an. Wenn ihre Kandidatur jetzt am seidenen Faden hängt, so liegt dies daran, dass immer mehr ein Gefühl dafür haben, dass die „königliche“ Familie der Demokraten immer mit zweierlei Maß misst. Auch eher „unpolitische“ Amerikaner haben ein Gespür dafür, wenn jemand derart von sich eingenommen ist und die Reklamation des Wohls des Volkes dabei zur Methode des eigenen finanziellen Aufstiegs verkommt. Der darin erkannte Zynismus ist die Hürde, an der Clinton zu scheitern droht. STEPHAN RICHTER

Der Autor ist Herausgeber des Online-Magazins „The Globalist“, von ihm erschien 1992 das Buch „Bill Clinton: Was Amerika und Europa erwartet“.



Schuldbewusstes Rumpelstilzchen des Selbsthasses: Christopher Nell als Peter Handkes Alter Ego

Foto Reuters

Sie sind die Strafe und ihr Grund

Claus Peymann leitet die Uraufführung von Peter Handkes neuem Stück in Wien

WIEN, 28. Februar
Angekündigt war das Theaterereignis des Jahres: Claus Peymann, 78, inszeniert das neue Stück von Peter Handke, 73, am Burgtheater, 239 Jahre alt. „Die Unschuldigen, ich und die Unbekannte am Rand der Landstraße“ ist Peymanns fünfte Handke-Uraufführung an der Burg und seine zehnte Handke-Inszenierung, seitdem er in Frankfurt die „Publikumsbeschimpfung“ uraufgeführt hat. Das war 1966. Damals war die Welt noch jung.

Heute erscheint sie Handke alt, verbraucht, vermüllt, verschlissen. Der Dichter ist in Endzeitstimmung, fühlt sich aber nicht mehr recht wohl dabei. Denn das geht nun lang schon so. Apokalypsenmüdigkeit macht sich breit. Ein letzter Rückzugsort ist seiner poetischen Sehnsucht geblieben. Das ist der Schauplatz seines neuen Stücks: die vergessene, entlegene, unbefahrbar gewordene Landstraße, die alte, die „liebe“ Landstraße, die nirgendwo herkommt und nirgendwo hinführt. Sie ist das ewige Versprechen auf Aufbruch wie Anknüpfen, in oder Ort des Durchgangs, der nur darauf wartet, bespielt zu werden, der leere poetische Ort an sich, der nichts ist, aber zu allem werden kann: Lears Heide, Prosperos Insel, Calibans Höhle, Godots möblierte Einzimmerwohnung.

Hier will es sich einer gemütlich machen, will einfach nur „Menschenkind“ sein und heimkehren („in die andere Zeit“, ein Zivilisationsflüchtling, der ungemütlicher Weise gespalten ist: in „Ich, der Erzähler“ und „Ich, der Dramatische“). Als Handkes Stück vor einem Jahr als Buch veröffentlicht wurde, sah man einen grantelnd alt gewordenen Prospero vor sich. Jetzt steht der junge, noch nicht vierzigjährige Christopher Nell auf der Vorderbühne des Burgtheaters und fordert vor zunächst noch zugezogenen schwarzen Vorhängen zum Träumen auf: „Verbindlich!“ Wenigstens in seinen Träumen will er Gesellschaft haben, und wie in „Immer noch Sturm“, Handkes ungleich stärkerem Familien- und Geschichtsdrama von 2010, braucht auch dieser gespaltenen Erzähler Gegner ebenso wie Mitspieler, Mitträumer: „Ohne euch kein Spiel. Wer spielt mit mir? Kommt wieder“, hieß es damals. Jetzt sehnt er sich die „Unschuldigen“ herbei. Sie sollen ihn unterhalten, erlösen, begehren und bewundern, sollen Spielkameraden sein, Gefährten, Gegner und

Kanonenfutter für seine Missmutssalven.

Die Unschuldigen sind die Strafe und ihr Grund: Sie bilden die Mehrheit, die das Land überfällt wie eine „Pandemie“, und mit ihrem Mehrheitsgeschmack und ihrer Mehrheitsvernunft sind sie an allen Übeln schuld außer an einem: dass sie in der Mehrheit sind. Aber auch dies kann ihnen nicht vergeben werden: „Es ist schrecklich schmerzlich, lebendig und zugleich mit den Falschen zu sein, umzingelt von Falschen. Ein einziger von euch genügt, und er umzingelt mich.“

So spricht Handkes Erzähler, ein Kinds- und Rappelkopf, der schmilzt, schmilzt und wütet. Christopher Nell spielt ihn als schizoid gestörten Jungeremiten mit Allmachtsphantasien und Herscherallüren, ein rumpelstilzendes Übermenschlein in Schlaberhosens, halb gutmütiger Tipfelbruder, halb Amokläufer in Wartestellung, eine Mischung aus Eichendorffschem Taugenichtsen und Scoresses Travis Bickle. Am Berliner Ensemble war Nell Robert Wilsons Mephistopheles und Leander Haubmanns Hamlet. Jetzt ist er Peymanns Wiener Taxi Driver der Landstraße.

Seine Behausung hat ihm der große Bühnenbildner Karl-Ernst Herrmann gebaut: einen vergammelten Unterstand, die Überreste einer Bushaltestelle oder einer Viehtränke. Zu Beginn des Abends stößt das Gerümpelhüttlein von unten durch den Bühnenboden. Das ist der Auftakt für Peymanns Springteufel-Regiekonzept: Erst passiert lange Zeit gar nichts, und wenn dann was passiert, sollen alle fröhlich „hoppla!“ rufen. Rufen sie aber nicht. Die Windmaschine, die ungefähr genauso häufig zum Einsatz kommt wie die Vogelstimmen vom Band, bläst nicht nur Blätter, Asche und Müllfetzen, sondern auch das nicht mehr ganz frische Aroma der neunziger Jahre auf die Bühne. Margit Koppendorfers Kostüme sind von ausgesuchter Einfalligkeit, und selbst Karl-Ernst Herrmanns Bühnenbild, das leicht gekippt Richtung Zuschauerraum fällt, ist nicht viel mehr als funktional. „Hexhex“, ruft Nell, der über eine glockenhelle Singstimme verfügt, als ein prächtiger Magiermantel vom Schnürboden für ihn herabfährt, aber viel mehr Zauber ist nicht.

Das Reizvolle an Handkes neuem Stück ist die spielerische Ironie, mit der alles Gesagte sofort relativiert, zurückgenommen oder gebrochen wird. Das Un-

behagliche an diesem Text ist die untergründig pulsierende Aggression gegen die Eindringlinge, die „Unhiesigen“, die fremd sind im Reich der poetischen Weltbetrachtung und darum am besten sofort davongejagt werden sollten. Die Wut entlädt sich vor allem an den Frauenfiguren, zumal an der „Unbekannten“, einer weiteren Lohnsklavine in den Bergwerken der Handkeschen Erlösungsphantasien. Nell wirft Regina Fritsch zu Boden, tritt ihr in die Magengrube, setzt ihr in Großwildjägerpose den Fuß auf den Leib. Dann schwebt sie davon, lächelnd, winkend und lässt ein schuldbewusstes Rumpelstilzchen des Selbsthasses zurück.

Aus anderem Holz ist die Wortführerin der Unschuldigen geschnitzt. Maria Hoppel gibt sie als Lady Macbeth der Landstraße, die sich mit höhnischem Koloraturlachen über den Erzähler lustig macht. In einer der stärksten Szenen des Abends mischt sich unter ihr virtuosos Gelächter ein böses Husten: krampf-, schnapp- und sticklachend fällt Maria Hoppel tot um, streckt alle viere von sich, in die dann doch noch einmal ein Gift-, Galle- und Geiferstromstoß fährt, und lebt weiter. Die Unschuldigen sind auch die Unsterblichen.

Zu einer Annäherung zwischen dem Einzelnen und dem Kollektiv kann es nur über den „Hauptling“ kommen. Martin Schwab spielt ihn mit Pferdeschwanz und knöchellangem Staubmantel als klugen Macher. In der rührseligsten Szene des Stücks sitzen die beiden einander gegenüber, graben gemeinsame Kindheitserinnerungen aus und werden darüber versöhnlicher, als sich ertragen lässt, bis Maria Hoppel sie zurechtrüttelt und an ihren Mänteln aneinanderknüpft, als wären sie aneinandergeschmiedet wie Tasso und Antonio. Und tatsächlich gleicht Handkes gespaltenen Erzählerfigur einem Tasso, der im prächtigen Lustschloss Belriguardo eingeschlafen ist, um in einem lausigen Einkaufszentrum in den Pariser Banlieues wieder aufzuwachen. Was ihn dort erwartet und zur existentiellen wie poetologischen Qual wird, ist ein nicht ganz neues Problem. Es betrifft Handke und seinen Erzähler, aber auch manch anderen, etwa Linus von den „Peanuts“, der es in schlichten, geradezu unschuldigen Worten zu sagen wusste: Er liebe die Menschheit, aber Leute könne er einfach nicht ausstehen. HUBERT SPIEGEL

Getto-Funktion

Der neue Renault Espace ist der teuerste Wagen, den der französische Autokonzern im Programm hat. Er soll in den besseren Vierteln der europäischen Städte die Bourgeoisie davon abhalten, sich Audis oder BMWs zu kaufen. Er ist nicht der Renault, mit dem der Arbeiter aus der Banlieue zur Frühschicht fährt. Falls sich der gutbürgerliche Fahrer des neuen Espace einmal dorthin verirrt, gibt es eine spezielle Funktion, die über den Touchscreen neben dem Lenkrad aktiviert werden kann: Renault nennt sie die „Getto-Funktion“. Doch was ist eine Getto-Funktion? Fahren unter den Scheinwerfern Maschinenpistolen heraus? Wird über das Navigationssystem arabische Musik eingespielt? Nein, alles nicht der Fall – die Getto-Funktion ist bloß eine automatische Türverriegelung, wie sie viele Autohersteller anbieten. Nur bei Renault heißt sie Getto-Funktion, offenbar weil der Kunde sich darunter besser etwas vorstellen kann. Getto-Funktion klingt drastischer, notwendiger als schlicht Türverriegelung: „Da hinten an der roten Ampel stehen mehrere Migrationshintergründer, mach schnell die Getto-Funktion an!“ Und dann? Wird im nächsten Schritt die Infrarotkamera in der Stoßstange des Espace den Migrantenanteil in ihrem Sichtfeld analysieren und automatisch die Getto-Funktion aktivieren? Wird die Scheibenwischanlage mit Reizgas gefüllt und von der Scheibe weg auf potentielle Angreifer gerichtet? Oder leuchten, im Gegenteil, vom Schriftzug „Espace“ nur noch die letzten vier Buchstaben, „pace“, in Regenbogenfarben auf, als Friedensangebot des laut Pierre Bourdieus Standardwerk „Die feinen Unterschiede“ ja traditionell eher linksliberalen Renaultfahrers an die Getto-Bewohner? Bei dem Wort Getto bekommen jedenfalls alle Angst, nicht nur in Frankreich, erst vor kurzem hat Sigmar Gabriel eine Residenzpflicht für anerkannte Flüchtlinge gefordert, damit die nicht in die großen Städte ziehen und „dort Gettos bilden“. Sofort kam das Gegenargument: Der Flüchtling integriert sich leichter in der Großstadt; auf dem Land, am Rande eines Dorfes mit hoher Arbeitslosigkeit – dort würden die Flüchtlinge ghettoisiert. Einige von ihnen, zum Beispiel diejenigen, die vor kurzem ins sächsische Clausnitz gebracht wurden, hätten angesichts der pöbelnden deutschen Ureinwohner dort vermutlich sehr gern eine Getto-Funktion in ihrem Bus gehabt, was an eine fast vergessene Bedeutung des Gettos denken lässt. Denn Gettoisierung war nicht immer ein repressiver Akt gegenüber unerwünschten Bevölkerungs- oder Religionsgruppen, im Gegenteil: Anfangs diente sie zu ihrem Schutz, wie ein immer wieder zitiertes Dokument aus dem 11. Jahrhundert belegt. Damals schrieb der Speyerer Bischof Hutzmann: „Als ich das Dorf Speyer zur Stadt machte . . . habe ich die Zugezogenen außerhalb der Wohnstätten der übrigen Bürger angesiedelt, und damit sie nicht so leicht von der Unverschämtheit des minderen Volks beunruhigt werden, habe ich sie mit einer Mauer umgeben.“ Auch rund tausend Jahre später ist nicht klar, wer hierzulande alles eine Getto-Funktion braucht. nma

Habemus Herculem

Er traut sich was: Bernd Streitberger wird Betriebsleiter der Kölner Oper

Am vergangenen Freitag wurde bekannt, dass der Kölner Oper ein längerer Baustopp droht. Doch noch am gleichen Tag überraschte Oberbürgermeisterin Henriette Reker, als sie eine Bilanz ihrer ersten hundert Tage zog, mit einem Vorschlag, der endlich weißen Rauch über der Chaosbaustelle am Offenbachplatz aufsteigen lässt: „Habemus Herculem.“ Der frühere Baudezernent Bernd Streitberger soll Technischer Betriebsleiter des Projekts werden und, so sagte er im Gespräch mit dieser Zeitung, „nach innen und außen die Verantwortung“ übernehmen. Das ist, endlich einmal, eine gute Nachricht: Streitberger, Münsteraner des Jahrgangs 1949, kennt die Kölner Verhältnisse und ist doch immun gegenüber dem hier grassierenden Schliendrian. Auch dass er sich als Diener des Gemeinwesens versteht, empfiehlt ihn für die komplexe und schwierige Aufgabe. Das CDU-Mitglied hat als Baudezernent von 2004 bis 2012 eine behutsame, eher grüne Stadtentwicklungspolitik der Verlässlichkeit und Bürgerbeteiligung betrieben, was seinen Rückhalt in beiden Parteien nicht gerade gestärkt und ihn – Macht geht hier vor Sachpolitik – der SPD doppelt verdächtig gemacht hat. So wurde er nach etwas mehr als einer Amtsperiode auf die Geschäftsführung der kommunalen Entwicklungsgesellschaft „Moderne Stadt“ abserviert. Als Technischer Betriebsleiter der Oper soll er am 1. Mai antreten und einen Vertrag bis Ende 2019 erhalten. Der Rat der Stadt muss über die Personalie ebenso noch entscheiden wie über eine Erhöhung des Budgets für die Opernhaussanierung von 288 auf 404 Millionen Euro. aro.